

## Sonntagsecke.

**Gesang.**

Kein Volk der Erde hat ein derart entwideltes Gesangstalent wie das deutsche Volk. Schon der Kunstgesang im Männerchor steht wohl an der Spitze aller ähnlichen Bestrebungen anderer Völker. Aber noch viel weiter geht dieser Unterschied in der Liebe zum einfachen, schlichten Volksgesang. Es wird auch wenige Momente geben, die so nachdrücklich auf das Gemüt des Deutschen einzuwirken vermögen, wie der Gesang. Wenn je eine Eigenschaft in solch reichem Maße in Liedern gefeiert worden ist, daß man auf seine Verherrlicher das Wort Anastasius Grün's anwenden kann: „Wann werdet Ihr Poeten — den Dichtens einmal müß'...?“ so ist es die der Sangestrauß! Der Deutsche weiß es aber auch wohl zu schätzen, was er an der Entwicklung des Gesanges und insonderheit des Volksgesanges, hat. Er weiß, daß Chamisso aus reicher Erfahrung heraus und jedem im Gemüte tief Empfänglichen wie aus der Seele gesprochen hat, als er die Worte prägte: „Sollst uns nicht lange klagen, — Was alles Dir trehe tut. — Nur frisch nur frisch gesungen! — Und alles wird wieder gut.“ Und es ist

keineswegs bloße Formlosigkeit, wenn unser Kaiser so viel vom deutschen Gesang, vom deutschen Männergesang hört und sich aufmerksam um seine Weiterentwicklung umschaut. „Macht des Gesanges“ heißt ein Goethesches Gedikt, und schon die alten Hellenen wußten von dieser Macht zu reden. In der unsterblichen Legendegehalt des Orpheus haben sie ihr Urteil über den Gesang und seine Wirkungen niedergelegt, und ein schöneres und in seiner Einfachheit geradezu überzeugenderes Anerkenntnis ist ihm vielleicht nie gegeben worden . . .

**Ein kleines Lied.**

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,  
Doch man so lieb es haben kann,  
Was liegt darin? Erzähle!  
  
— Es liegt darin ein wenig Klang,  
Ein wenig Wohlklang und Gesang,  
Und eine ganze Seele.  
Marie von Ebner-Eschenbach.

**Sangeskunst.**

Wir üben eine schöne Pflicht,  
Wir Sänger, jung und alt,  
Dem Blumenduft, dem Sternenlicht  
Gibt unser Sang Gestalt.

Der Lüfte Hauch, der Wellen Klang,  
Des Herzens Leid und Lust, —  
Und Alles steigt als heller Sang  
Verklärt aus unserer Brust.

Wir finden für den stillsten Traum  
Das Wort als Deuterin,  
Und was die Weisen ahnen fann,  
Uns liegt es klar im Sinn.

Was Tausenden das Herz umzieht  
Als trüber Dämmerchein, —  
Wir singen es in einem Lied  
Laut in die Welt hinein!

Hermann Röllert.

**Vor hundert Jahren.**  
Chronik des Befreiungskrieges.

29. Januar 1814.

Blücher hatte sich von Nancy südwestwärts gewandt, überschritt die Marne und langte in den leichten Januartagen bei Brienne an der Aube an. Hier erfolgte ein wenig glücklicher Zusammentreffen mit Napoleon. Eine russische Abteilung des sächsischen Heeres unter Soden kam ins Gefecht mit dem Gegner, wurde in der Stadt hart bedrängt und verlor 3000 Mann. Allerdings verloren die Franzosen im Kampf um die brennende Stadt fast ebensoviel an Toten, wobei auch die Gardes viel litten. Um Ritternachrichten zu erhalten, räumten die Russen die Stadt räumen.

Fast wäre es Napoleoneglück, in dieser Nacht seinen alten Feind Blücher zu fangen. Dieser hatte Quartier in dem Schloß von Brienne bezogen. Napoleon, hier als Kriegsschüler ausgebildet und deshalb mit allen Schleichenwegen gut vertraut, hatte einen Überfall des Schlosses angeordnet, der auch fast gelungen wäre. Graf Nostiz, der vorstabschäbler die Pferde gegen Blüchers Befehl nicht hatte abzäumen lassen, berichtet über den Überfall. — „Es fiel ein Schuh im Park, die Kugel schlug an die Mauer. Man achtete nicht darauf, da nach einem Geschütz einzelne Schüsse, um das Gewehr zu reinigen, den alten Schuh abfeuerten. Aufmerksamer wurde man, als jetzt ein zweiter, ein dritter Schuh fiel. Das Geschütz wurde lebhafter und kam näher. „Der Feind ist im Park! Der Feind ist im Schloß!“ rief es dann von mehreren Seiten. Nostiz eilte die Stufen hinauf, den Feldmarschall und Generalen zu rufen. Gols und Schwerin brachten die Pferde. Das Hauptquartier schlug den Weg nach der Stadt ein. Bei dem Glan-

menschein der brennenden Häuser erkannte man einen Trupp französischer Reiter. Der Feldmarschall zog vom Leider und machte sich zum Einhalten fertig. Gneisenau fühlte den Bügel seines Pferdes und zwang ihn, in eine Seitengasse einzubiegen. Sie waren gerettet . . . General Soden wurde durch die Geistesgegenwart seines Adjutanten gerettet. Dieser, ein Franzose von Geburt, rief den umringenden Feinden zu: „Nous sommes de vous!“ (Wir gehören zu Euch!)

Am 29. Januar starb auch Richter, der mit seinen „Rechten an die deutsche Nation“ viel dazu beigetragen hatte, daß sich das Volk gegen den fremden Bedränger erhob.

1. Februar 1814.

Blücher, auf den Wunsch des Zaren für einen Tag mit dem Oberbefehl über die vereinigten verbündeten Truppen betraut, schlägt Napoleon bei La Rothière, während das ganze große Hauptquartier, Schwarzenberg und die Souveräne in Trannay den Schlacht zusehen. 125 000 Verbündete hätten zur Verfügung gestanden, um die 45 000 Mann, die Napoleon mit Mühe und Not zusammengebracht hatte, zu vernichten. Es war nicht Blüchers Schuld, daß nur 65 000 Mann in der Schlacht selbst zur Verwendung kamen und daß er seinen Sieg über Napoleon nicht ausnutzen konnte. In den Hauptstadt halfen ihm die Schlacht gewinnen die Russen des Generals Soden. Überhaupt kamen von Preußen nur 5 Schwadronen ins Gefecht. Die Entscheidung mußte bei dem Orte La Rothière gefügt werden, wo die französische Infanterie und ein Kavalleriekorps Vertheidigungsstellung genommen hatten. Nach hartem Kampf drang die russische Infanterie in die Häuser und Gärten des Ortes ein, die feindliche Infanterie begann zu weichen. In diesem kritischen Augenblick brach das französische Kavalleriekorps mit allen verfügbaren Reserven herbei und fing

an, die russische Infanterie zu werfen, als wieder russische Dragoner einen umfassenden Gegenangriff machten und mit Unterstützung der Infanterie den Feind warfen. Die hier befindliche Artillerie von 24 Geschützen wurde genommen und die französische Kavallerie für den ganzen Tag verjagt. Der Kampf um das Dorf dauerte trotzdem noch bis zum Abend. — Indessen hatte der Kronprinz von Württemberg auf dem rechten Flügel um den Besitz des Dorfes La Gibrie einen heldenmütigen Kampf bestanden. Doch kamen ihm die Unterstützungen, die auf des Zaren persönliches Erwußt den Blücherischen Reserven entnommen wurden, durchaus ungelegen, da er selbst einfah, daß nicht auf seinem Flügel, sondern im Zentrum die Entscheidung fallen müsse. — Napoleons Verluste betrugen 5–6000 Mann an Toten und Verwundeten, 4000 Gefangene, 73 Kanonen. Die Verbündeten verloren etwa 5500 Tote und Verwundete. Infolge der zögernenden Haltung des Hauptquartiers unter Schwarzenberg blieb Napoleon unversiegt.

**Zeitgemäße Betrachtungen.**

Ausblicke! Wohl spürt die Welt: Es geht bergan, — nun heißt sie neue Träume, — es stieg zu St. Sebastian — der Frost schon in die Bäume. — Und ruht auch noch in manchem Gau — der Frost auf den Gefilden, — der Sonne Macht, des Himmels Blau — wird neues Leben bilden! — Natur erwacht so peu à peu, — sie will nicht schmucklos bleiben — Schneeglöckchen blühen unter dem Schnee, — Kräut und Tulpen treiben — ein Sonnenblümchen hier und dort — lädt abnehmen, was dahinter, — jedoch noch blüht der Winterport — vorläufig ist's noch Winter! — Noch rodet man zum Zeitvertreib — und nach den neusten Moden — hält sich noch schmeidig Mann wie Weib — in Sweater und in Loden. — Man sieht nicht mehr, wer Frau, wer Mann — bei fröhlichem Gescheue, — hier hat die Frau die

vollständig zerrütteten Vermögensverhältnisse zuteil werden mußte.

Doch „Edartsburg“ Majorat und sie als Tochter des Hauses keine Ansprüche zu erheben hatten, war ihnen allerdings seit je bekannt, aber daß auch ein zur Sicherstellung ihrer Existenz festgelegtes Kapital bis auf einen geringen Rest, worauf sie noch freiwillig verzichteten, verbraucht worden war, hatten die armen Vermögenslosen nicht geahnt. Der Gedanke, künftig von der Großmutter des Majoratscherrn abhängig zu sein, hatte für die beiden Baronesse etwas ungemein Demütigendes. Nur sein „Gnadengeschenk“ annnehmen. Nun sie kein „Recht“ mehr besaßen, im Schloß zu wohnen, braunte ihnen der Boden unter den Hüften. Ungedacht aller Einreden ihres juristischen Beraters und wohlmeintenden Freunde. Justizrat Kaltenthaler, verliehnen sie das alte holze Schloß und nahmen Besitz von der Meierei.

Bahn und woher nun der neue Majoratscherr kommen möchte, er fand „freie“ Bahn, frei von lästigen Anhängseln, denen ihr Stolz und Selbstvertrauen gebot, sich aus eigener Kraft ihren Unterhalt zu erwerben. Ach! wieviel leichter war das gedacht, als getan! Wohl hatten die Baronesse in den kostspieligsten Schweizer Pensionaten vorzüglichste Unterricht in allem Wissenswertem erhalten, aber im Grunde genommen wahr doch nur ein „Rippen“ von den verschiedensten Verbrauchsständen gewesen, unzureichend, darauf eine sorgenfreie Existenz zu begründen. Manche bittete Enttäuschung und Demütigung blieb den verwöhnten vornehmsten Damen nicht erspart, bis sie endlich dank der Bemühungen ihres bisfreudigen Freunde Kaltenthaler die einer jeden am besten zufriedene Beschäftigung fanden, die, wenn auch nicht sehr lobend, sich zur Befriedigung ihrer beschiedenen Ansprüche als hinreichend erwies. Sie ahnten freilich nicht, daß sie sämtliche Lebensmittel, die sie täglich benötigten, mit Preisen bezahlten, die meist kaum die Hälfte ihres wahren Wertes betrugen. Die gute Frau Müller, die eine wahrhaft mütterliche Fürsorge für die verwaisten Schwestern an den Tag legten, sorgte für alles! Durch ihre Hand gingen auch die von den Baronesse gefertigten Arbeiten entweder direkt an die Lieferanten, oder an ihren beimlich Verbündeten Justizrat Kaltenthaler, der dann das weitere vermittelte.

Zwei kleine Stuben im Erdgeschoss der Meierei bewohnte der alte Parkwächter Weller mit Tochter und Enkel-

**Heimat.**

Original-Roman von A. Marby.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.) „Hier unten, rechts die erste Türe! Wollen Sie mir folgen, mein Herr, oder darf ich Sie melden?“

„Danke sehr, bemühen Sie sich nicht.“

Bei seinen letzten Worten stand der Fremde schon vor der bezeichneten Türe, um nach kurzem Anknöpfen und einem darauf von innen erfolgenden laut auffordernden „Herein“ im Zimmer des Administrators Frau Müllers verschwinden zu verschwinden.

5.

Wer mit dem Bahngüte Station „Edartsburg“, die den Reisenden nur eine Minute Aufenthalt gewährte, passierte, überhaupt weit und breit einen flachen Landstrich lieber und Wiesen. Links von der Haltestelle mit dem Bahnhofsgebäude, in ungefähr viertelstündiger Entfernung befand sich ein hoher, spitzer Kirchturm, umgeben von roten Ziegelhäusern das Vorhandensein des kleinen alten Landstädtchens an. Daß ihm jedoch auch industrieller Betrieb nicht mehr fremd, zeigte ein paar hohe Fabrikschloten, denen unaufhaltsam lange schwarze Rauchfahnen entzogen.

Auch das Städtchen lag in flacher, reizloser Umgebung, dorum wandten die Blicke der mit dem Dampfroß eilig vorübergleitenden sich bald gleichgültig ab und fanden, rechts schweifend, einen angenehmen, dem Auge leider allzuflüchtig vorübergleitenden Ruhepunkt an der Waldlichtere, die sich gleich einer dunklen Wand am fernen Horizont entlang zog.

Jener Wald gehörte zur Standesherrschaft Edartsburg, sie abgrenzend vom königlichen Forst, der sich meilenweit erstreckte.

In den flachen Dolen erscheinend lagen die zu Edartsburg gehörigen Ländereien in einer fruchtbaren Bodensetzung, abwechselnd mit anmutig gewellten Hügeln. Park und Wald durchzogen sanft rieselnde Bäche, und geheimnisvoll murmelnde Quellen schlossen unter überhängenden Bergkuppen hervor, von hohen grünen Farn umrahmt. Wer zum erstenmal dorthin kam, wurde angenehm überredet von der ungeahnten Romantik der Edartsburger Waldpartien, im Sommer das häufige Wandergesetz ozonbedürftiger Ausflügler aus naher und weiter Umgegend;

selbst aus der Hauptstadt führten „Ausflügler“ und „Neugierde“ allsommerlich Vergnügungslustige, die, um mittenden zu können, überall gewesen sein müssen, nach dem Edartsburger Wald. Besonders an Sonntagen hielten er dann wieder von singenden, lachenden, heiter schwatzenden Menschenstimmen, wogegen an den Wochentagen der heilige Gottesfrieden im Budenrome selten gestört wurde.

Seit ungefähr zwölf Jahren wurde das Vertreten des großen Schloßparkes fremden Besuchern nicht mehr gestattet und zwar auf Befehl der leichtverstorbene Baronin, die nach dem jähren Tode ihres Erbgeborenen einer zunehmenden Melancholie verfiel, ihre Tage in ungestörter Einsamkeit hingezogen wünschte, unbelästigt durch den selbst zufälligen Anblick froher, glücklicher Menschen, die ihr hinzuswirrten dünkt.

Der Verbot bestand auch noch ihrem Tode fort. So blieb neugierigen Späherblenden die allmählich zunehmende

Bewilligung und der Verfall der großartigen Parkanlagen verborgen; dennoch wurde nicht allein hieron übergenug laut — mehr und mehr drangen Gerüchte in die Öffentlichkeit von dem unaufhaltlichen Ruin, dem die heillos verfallene, ehemals herrliche Besitzung des alten freiheitlichen Geschlechtes der Edartsburg augenscheinlich entgegnetrieb.

Wo der Park sich in den Wald zu verlieren schien, nur durch ein hohes Drachttiget getrennt, lag die „Meierei“, in diametral entgegengesetzter Richtung vom Mausoleum; um von einem Gebäude nach dem anderen zu gelangen, mußte der Park in seiner ganzen Länge durchschritten werden.

Die Meierei!

Wer damit etwa unwillkürlich eine „Musterfarm“ in Verbindung brachte, befand sich im Irrtum. Mit Landwirtschaft hatte die „Meierei“ nichts zu tun. Es war ein zierliches Schweizerbüschen, das obere Stockwerk rings von einer breiten Galerie umgeben. Der leichtverstorbene Baron von Edartsburg hatte es eigens für seine Gemahlin erbauen lassen, die dann gern dort geweilt, Waldeslust anwend — und an schönen Sommerabenden mit ihrer Familie und zeitweiligen Gästen daseihi den Tee eingenommen.

Dieses bescheidenste Lustkulum hatten die Baronesse von Edartsburg in der festen Überzeugung: Das mütterliche Eigentum wäre ihr unanfechtbares Erbe, bezogen, als ihnen nach des Vaters Ableben die nötige Auflösung über ihre